

Offizier-Sein zwischen Raumverteidigung und ESVP

Christian Segur-Cabanac



Gerne habe ich die Einladung der Evangelischen Militärsuperintendentur angenommen, im Rahmen ihres Seminars einen kleinen Beitrag zur Frage „was macht einen Offizier eigentlich aus?“ zu leisten. Das Thema meines Referates lautet „Offizier sein

zwischen Raumverteidigung und europäischer Sicherheits- und Verteidigungspolitik“.

Dabei sollte die Nennung der Stichworte „Raumverteidigung“ und „Europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik“ plakativ verstanden werden und sozusagen den Zeitabschnitt zwischen dem alten Einsatzkonzept des Bundesheeres in den Siebzigerjahren bis zum eingeleiteten Transformationsprozess Ende der Neunzigerjahre umfassen.

Allgemein wurde mir, so wie den anderen Referenten auch, vorgegeben, meine persönliche Beurteilung darzulegen zur Frage, welche Werte eigentlich einen Offizier auszeichnen und welchen Veränderungen diese Werte möglicherweise unterworfen sind.

Ich bin natürlich weit entfernt davon, meine Ausführungen zu diesem Thema als allgemein gültig, wissenschaftlich untermauert oder für alle unkritisch reflektiert übernehmbar zu bezeichnen. Naturgemäß

können diese Ausführungen nur sehr persönliche sein, die zu tiefst in meiner Weltanschauung verwurzelt sind und das Produkt der von mir in meinem Elternhaus genossenen Erziehung sowie meiner bisherigen Berufserfahrung sind.

Damit sie meine Vorstellungen und Erfahrungen zum Thema besser einordnen können, möchte ich sie zunächst mit meinem familiären Hintergrund etwas vertraut machen, weil nur daraus viele meiner Überzeugungen schlüssig abzuleiten sind.

Ich stamme aus einer sehr alten, europäischen Offiziersfamilie und bin in nachweisbar ununterbrochener Reihenfolge die 34. Generation, die seit der ersten urkundlichen Erwähnung meiner Familie im Jahr 876 diesen Beruf ausübt. Es hat in diesen mehr als 1100 Jahren nur vier Generationen gegeben, in welchen es keinen Soldaten und Offizier gegeben hat, darunter mein Großvater, der zufolge mangelnder Tauglichkeit nach absolviertem Jusstudium in die Politik gegangen ist und unter anderem in der Ersten Republik im Kabinett des Bundeskanzler Seipel Finanzminister war. Irgendwie kann man doch mit gewissem Recht behaupten, dass ich diesen Beruf wahrscheinlich schon bis zu einem gewissen Ausmaß in den Genen gehabt habe. Trotzdem wäre aber die Berufswahl sicherlich nicht so ausgefallen, wenn nicht das familiäre Umfeld und die Erziehung von frühesten Jugend an mich mit dem Offiziersein in all seinen Facetten vertraut gemacht hätte. Einer der schönsten Abschnitte meiner Jugend war die Volksschulzeit Mitte der Fünfzigerjahre in Enns, wo die Militärakademie damals in Expositur war und mein Vater als Jahrgangskommandant tätig war. Ich konnte dabei praktisch eine ganze Offiziersgeneration und die daraus hervorgegangene militärische Führungsspitze der Achtziger- und Neunzigerjahre wä-

rend ihrer Zeit als Militärakademiker kennen lernen. Vielleicht kann ich diese Zeit bei aller gebotenen Kürze dadurch charakterisieren, wenn ich ihnen sage, dass ich damals als Volksschulkind mehr Strophen von Soldatenliedern auswendig konnte als jemals zu einem späteren Zeitpunkt. Ab 1959 war ich dann während meiner Gymnasialzeit in Wr. Neustadt, wiederum am Sitz der MilAk wohnhaft.

Nach der Matura 1967 in Wien habe ich kurzzeitig erwogen Deutsch und Geschichte zu studieren, mit dem Ziel den Lehrerberuf zu ergreifen, habe aber dann doch davon Abstand genommen.

Ich möchte ausdrücklich feststellen, dass mein familiäres Umfeld und insbesondere mein Vater zu keinem Zeitpunkt irgendeine Art von Druck meine Berufswahl betreffend, auf mich ausgeübt hat und meine Entscheidung für den Offiziersberuf meine ganz persönliche war. Selbstverständlich war aber meine Erziehung von all dem geprägt was man als die ewigen Soldatentugenden und damit auch Offizierswerte bezeichnen könnte.

Schließlich ist auch in der Zeit der Absolvierung der Militärakademie eine persönliche Beziehung daran gescheitert, dass man eine allfällige Heirat seitens der präsumtiven Schwiegereltern von einem Berufswechsel meinerseits abhängig machen wollte. Ich bin heute im Nachhinein diesem Umstand eigentlich sehr dankbar, weil er mir nachhaltig die wahren Gründe für meine Berufswahl so richtig bewusst gemacht hat. Das hat mir auch in schwierigen Stunden, und deren gab es in beinahe 35 Jahren Offizier sein nicht zu wenige, sehr geholfen. – Aber jetzt genug der persönlichen Befindlichkeiten.

Ich bin zu einer Zeit Offizier geworden, wo Wilfried Daim und Günther Nenning das Bundesheer-Abschaffungsvolksbegehren initiiert haben. Es war das Ergebnis einer tiefen Sinnkrise des Bundesheeres zu Ende der Sechzigerjahre und zum Zeitpunkt des Antritts der Regierung Kreiskys. Seltsamerweise haben mich diese Umstände nicht wirklich berührt, denn ich war voll gefangen genommen von der für mich faszinierenden Aufgabe eines Zugskommandanten und später eines Kompaniekommandanten in einem Panzerbataillon.

Wenn sie mich fragen, was das Besondere, das Prägende an diesem *Offiziere-Sein* in den Siebzigerjahren gewesen ist, dann sage ich ihnen heute, dass es

das bewusst österreichische am *Offizier-Sein* war, das bewusst *rot-weiß-rote* in dieser Randlage Österreichs zwischen den beiden Machtblöcken NATO und Warschauer Pakt.

Wir haben uns keine Sekunde der Illusion hingegen, dass wir als Panzeroffiziere in einem Kriegseinsatz zur Bewahrung der Österreichischen Souveränität auch nur den Funken einer Überlebenschance gehabt hätten, wir waren aber beseelt von unserem Treueschwur am Tage unserer Ausmusterung am Maria Theresien-Platz in Wr. Neustadt, wo wir öffentlich Treue bis in den Tod gelobt haben. Es erschien uns das auch nicht ein besonderes Opfer zu sein sondern es war sozusagen als *Ultima Ratio* berufsimmanent.

Wenn ich „wir“ sage, meine ich die Gemeinschaft meiner Jahrgangskameraden des Ausmusterungsjahrganges 1971 mit dem Name „Schwarzenberg“.

Ich habe im übrigen bei unzähligen Diskussionen über die Frage Wehrdienst oder Zivildienst immer dann gepunktet, wenn ich auf die Universalität unseres Soldateneides hingewiesen habe, der eben im zivilen Leben kein Pendant hat, wenn er den Einsatz auch des eigenen Lebens fordert! Der Offiziersberuf ist doch in erster Linie eine Berufung, wie er sonst nur bei einem Arzt oder einem Priester vorkommt, und eben kein Job, und schon gar kein gut bezahlter.

In der Retrospektive möchte ich behaupten, dass das militärstrategische Konzept der Raumverteidigung aus der Sicht der jungen Berufsoffiziere durchaus glaubwürdig war, wenn wir uns auch völlig im klaren darüber waren, dass es unglaublich viele Opfer im Anlassfall fordern würde.

Im Zuge meiner Generalstabsausbildung und meiner ersten Verwendungen als Generalstabsoffizier im Führungsstab des Armeekommandos habe ich natürlich dann schon gewisse nagende Zweifel empfunden, ob die erwartbaren Opfer der vorgesehenen Einsatzverfahren gegen einen weit überlegenen Gegner verantwortbar gewesen wären. Ich danke Gott dafür, dass er mir bis heute das klare Bewusstsein darüber erhalten hat, dass Kästchen und Pfeile auf Generalstabskarten keine anonymen Größenordnungen sondern Züge, Kompanien, Bataillone und Brigaden von Menschen aus Fleisch und Blut sind, die auf Gedeih und Verderb einem militärischen Führungsverfahren und einer Entschlussfassung

durch einen Kommandanten ausgeliefert sind.

Dieses Wissen macht mich zwar manchmal bedrückt, niemals aber niedergedrückt oder mutlos gemacht. Aus dem Wissen heraus, dass eine demokratisch legitimierte Befehlsgebung an Soldaten, auch wenn sie das Äußerste fordert, sittlich gerechtfertigt ist.

Trotzdem möchte ich nicht verhehlen, dass mir die Entscheidung über andere und deren Wohlergehen bis hin zum Äußersten immer schwerer gefallen ist als das Eingehen persönlicher Risiken.

Es ist mir daher alles andere als leicht gefallen den Paradigmenwechsel des besonders auf Österreich und seine Notwendigkeiten ausgerichteten Bundesheeres in den Neunzigerjahren hin zu einem international im Kontext mit anderen Armeen beinahe weltweit einzusetzenden Militär mitzumachen, weil dadurch auch die konkreten Gefährdungen viel realer wurden als in der klassischen Einsatzvorbereitung.

Ich gestehe freimütig ein, dass ich am Anfang große Mentalreservierungen hatte, dieses Going International mit all seinen Facetten und Notwendigkeiten, womöglich auch noch freudig erregt, mitzumachen. Nach beinahe fünfzehn Jahren Training im internationalen Bereich habe ich aber damit heute keine Schwierigkeiten mehr.

Trotzdem erfüllen mich Gelegenheiten wie die heutige, noch dazu im Jubel und Bedenkjahr 2005, mit leiser Nostalgie.

Aber man soll ja als Offizier seinen Emotionen nicht all zu sehr nachhängen, und wenn, dann nur sehr im geheimen.

Ich fasse zusammen. Ich halte es für unerheblich, ob jemand bei Alexander dem Großen, bei Julius Cäsar, bei Maria Theresia oder bei Napoleon Soldat und Offizier gewesen ist. Entscheidend ist allein die Zielsetzung der staatlichen Allgemeinheit und ihrer Zielsetzung zu dienen. Selbstverständlich hat die Aufklärung hier verschiedene Standards gesetzt, was die staatliche Legitimierung von Gewaltanwendung betrifft, das hat aber nach meiner Auffassung nichts mit dem moralischen Berufsethos zu tun.

Wichtig ist immer und zu jeder Zeit den unverrückbaren Wertvorstellungen des *Soldatseins* treu zu bleiben.

Das einzige, das ich dabei ausschließe, ist *Soldat sein* aus materiellem Interesse. Das entspricht nicht meinen Wertvorstellungen. Einer solchen Gefahr war aber ein österreichischer Offizier glücklicherweise in keiner Phase der Geschichte je ausgesetzt.

Mag. Christian Segur-Cabanac, GenMjr ist Leiter des Führungsstabs des Österreichischen Bundesheeres

